

Schulleben und Schulpraxis

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse**

Band (Jahr): **7 (1934-1935)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHULLEBEN UND SCHULPRAXIS

VERANTWORTLICHE REDAKTION DIESER RUBRIK: PROF. DR. W. GUYER, RORSCHACH

Wie behandeln wir Jesus im Unterricht?

Von Pfarrer K. v. Greyerz, Bern

Anmerkung der Redaktion. Wir freuen uns, als praktischen Beitrag zur Frage des Religionsunterrichts, die in den letzten Nummern unserer Rubrik diskutiert wurde, das nachfolgende Beispiel unsern Lesern vorlegen zu können. — Die nächste Nummer wird mit den Antworten auf die seinerzeit erlassene Umfrage „Wie hat der Religionsunterricht Ihrer Jugend auf Sie gewirkt“ und deren Bearbeitung durch Herrn Pfarrer Bäumle beginnen.

Wenn unsere Behandlung Jesu im Unterricht nicht zu einer ungewollten Mißhandlung werden soll, dann ist die erste Bedingung die, daß wir nie anders als mit Ehrfurcht vor unsern Kindern von Jesus reden, was wir natürlich nur dann können, wenn diese Ehrfurcht in uns selber echt und lebendig ist. Wenn Gerhard Hauptmann seinen Michael Kramer sagen läßt: „Wenn einer die Frechheit hat, den Mann mit der Dornenkrone zu malen, da braucht er ein Leben dazu . . . da muß er sich täglich heiligen. Nichts Gemeines darf an ihm und mit ihm sein“, dann gilt das als ideale Forderung auch für den, der Kindern Jesus vor die Augen und in die Seele malen will. Und wenn der Maler Vincent van Gogh von Jesus als dem „größten Künstler redet, der, den Marmor, den Ton und die Palette verachtend, im lebendigen Fleisch arbeitete“, dann muß es unsere Sorge sein, diesem größten Künstler, wenn wir ihn an unsern Kindern arbeiten lassen sollen, nicht ins Handwerk zu pfuschen, sondern ehrfürchtigen Handlangerdienst zu leisten. Auch demjenigen, dem an der geschichtlichen Gestalt Jesu und vor allem an der ihr übergeworfenen dogmatischen Einkleidung manches sehr fremdartig, zu fremdartig erscheint, sollte doch so viel klar sein, daß es sich bei diesem „Unterrichtsstoff“ um diejenige weltgeschichtliche Persönlichkeit handelt, von der ein so vorurteilsloser Geschichtsforscher wie Leopold von Ranke sagt: „Das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von ferne zu vergleichen wäre“, oder wie W. Rathenau in einem Briefe aus dem Jahre 1919 geschrieben hat: „Wir Juden aber haben unsere Sendung nicht erfüllt, deshalb mögen Sie uns verurteilen. Denn wir haben uns der Führung Christi nicht anvertraut, weil wir nur den katholischen und den protestantischen, nicht den lebendigen Christus erblickten. Der aber wird uns alle führen, und einer Führung durch Zeitgenossen bedarf es nicht.“

Damit ist schon die zweite Bedingung für einen gedeihlichen Unterricht über Jesus angedeutet: Jesus darf im Unterricht nicht eine nur geschichtliche, vergangene Größe bleiben, vor die wir die Kinder wie vor die Mumie eines ägyptischen Großherrschers oder eines mittelalterlichen Museumsritters führen. Es muß uns und durch uns den Kindern zum Bewußtsein kommen, daß wir es bei Jesus

mit einer, mit *der* Persönlichkeit zu tun haben, die den Anspruch, eine überzeitliche Lebendigkeit und Wirkung zu haben, nicht nur erhoben, sondern im Laufe der Jahrhunderte auch erwiesen hat. Nichts ist so verhängnisvoll und langweilig, als wenn das lebenshungrige Kind den Eindruck bekommt, es handle sich bei dieser Jesusgeschichte um eine längst verronnene, geronnene Geschichte, die mit seinem und unserem Gegenwartserleben in gar keiner lebendiger Beziehung mehr stehe, sondern wie die persischen oder punischen Kriege eben auswendig gelernt und gewußt werden müße. Der Unterricht über Jesus darf nicht zu einem statischen „Es war einmal“ erstarren. Er muß zu einem Ereignis und Erlebnis werden, das mit dynamischer Lebendigkeit die Geschichte Jesu aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinversetzt und den Kindern die für alle Zeiten sprudelnde Quellkraft dieser Jesusworte und -taten fühlbar macht.

Und darin liegt eine dritte Bedingung eingeschlossen, nämlich die, daß über jedem Unterricht, der von Jesus handelt, ein Freudenglanz leuchten muß. Denn das gehört zum Wesen Jesu und seiner Botschaft, daß er ein Freudenbringer und seine Botschaft eine Freudenbotschaft sein will. Die antike Welt war an ihren in olympischer Heiterkeit vorgestellten Göttern irre geworden und dem Volke der Psalmisten und Propheten war die Gottheit etwas so Weltfernes, Unnahbares, Unheimliches geworden, daß der fromme Jude zu Jesu Zeit den Namen Gottes weder auszusprechen noch zu schreiben wagte. Den Tempel zu Jerusalem hatten nicht die gewöhnlichen Handwerker, Maurer, Zimmerleute, Steinhauer aufrichten dürfen, sondern ausschließlich dafür geschulte Priester und Leviten, und die Tempeldächer wurden ringsum mit stachligen Spitzen versehen, damit ja kein Vogelpärchen sich dort ein Nestchen bauen und das Heiligtum beschmutzen könnte.

Auch für Jesus ist Gott der Heilige, aber nicht der schrecklich und unzugänglich Heilige, sondern durch alle Heiligkeit strahlt und schlägt ihm Gottes Väterlichkeit entgegen. Mag die Benennung „Vater“ für das höchste Wesen auch in den meisten Religionen vorkommen, bei Jesus ist Gottes Vaterschaft das lebendige Zentrum, beherrscht sein ganzes Denken, sie ist das Herzstück seines Evangeliums. Und so zerstört und verdorben die Schöpfung durch gottfeindliche Mächte auch ist, eben dieser zerstörten, gottentfremdeten Welt will Gott zu Hilfe kommen; die Erde soll nicht weiterhin ein Tal des Jammers und des Fluches bleiben, sondern durch göttliche, „himmlische“ Kräfte gerettet, erlöst und ihrem Schöpfungsziel entgegengeführt werden, dadurch, daß der Mensch im Menschen den Bruder erkennt und so kraft der Vaterschaft Gottes eine Bruderschaft unter den Menschen lebendig und wirklich werde,

ein Kindergottesbruderbund. Und dadurch, daß die Menschen in ihrer geistlichen und sittlichen Verblendung Jesus von sich stoßen und ans Kreuz schlagen, wird die Tatsache und Botschaft der göttlichen Liebe nicht ausgelöscht, sondern der scheinbar Gerichtete und Vernichtete erst recht als der Unüberwindliche, ewig Lebendige offenbar.

Etwas von dieser freudigen Sieghaftigkeit, die dem Lebenswerk Jesu trotz oder gerade wegen seines tragischen irdischen Ausgangs eigen ist, muß auch durch unsern Unterricht ziehen. Das für Freude so empfängliche Kind muß das Bewußtsein bekommen, daß die übersinnliche, jenseitige Welt nicht wie ein Alldruck, wie eine unheimliche Gewitterschwüle auf uns lastet, des Lehrers Stirne, so wie er von diesem Jesus zu reden anfangt, sich in Falten lege, seine Stimme einen trockenen, lehrhaften, moralisierenden Ton annehme, sondern umgekehrt: daß in diesem Jesus der Himmel sich aufgetan, das Göttliche auf die Erde herniedergestiegen, in Menschengestalt erschienen, himmlische Freude, beglückende Wahrheit, rettende Liebe ausgeströmt habe und über alle ausströme, die sich dem Sonnenschein dieser Liebe aussetzen.

Man wird es zu einem nicht geringen Teil unserer landesüblichen, durchschnittlichen Unterrichtsmethode zuzuschreiben haben, daß für so viele Schulentlassene das Religions„fach“ und damit die Religion überhaupt mit dem Begriff und Gefühl von etwas Langweiligem, Uninteressantem, Freudlosem, Belastendem oder gar Lästigem verknüpft ist, während lebendiger Religions- und Jesusunterricht den Begriff und das Gefühl von etwas Kurzweiligem, Interessantem, Freudigem, Entlastendem, Beglückendem auslösen sollte. Soviel über den Dreiklang von Ehrfurcht, Lebendigkeit und Freudigkeit, der durch unsern Unterricht hindurchklingen sollte.

Nun noch etwas Inhaltliches über diesen Unterricht. Da scheint es uns von Wichtigkeit zu sein, daß wir beidem gerecht zu werden suchen, dem Menschlichen und dem Übermenschlichen in Jesus, uns ebenso hüten vor einer absoluten Vermenschlichung wie Vergöttlichung Jesu.

Zum Menschlichen an Jesus gehört nicht nur, daß er wie jedes andere Menschenkind allmählich zum Manne heranwuchs, der Nahrung, des Schlafes, der Erholung bedurfte, in einem bestimmten, begrenzten Menschenkreis, Land und Volk aufwuchs, eine bestimmte Sprache redete, sondern, was viel bedeutsamer ist, daß er sich ganz von Gott abhängig weiß, Gott dankt, zu Gott betet. Wenn er Kranken helfen konnte, so kann er's nach seinem eigenen Zeugnis, weil Gott ihn dazu ausrüstet, nicht sich, sondern Gott heißt er die Geheilten danken. Er wird auch versucht, er zittert und zagt in Gethsemane, er bittet seine Jünger, mit ihm zu beten, er unterscheidet seinen Willen vom Willen seines Vaters, niemand ist gut als Gott allein. Auch er weiß nicht, wann die letzte Katastrophe kommt, und das Verteilen der Thronsitze steht ihm nicht zu. Gott ist und bleibt der Vater und er ist und bleibt der ihm untertänige, gehorsame Sohn. Es ist ihm ein ernstes Anliegen — man denke an den Zusatz „der du bist im Himmel“ und an die erste Bitte im Unser Vater — daß der Mensch sich nicht vermesse, den Vaternamen Gottes, die Vatergesinnung Gottes zu einer unehrfürchtigen Vertraulichkeit zu mißbrauchen. Gott ist

auch für ihn — wie viel mehr für alle andern! — der majestätische Welterschöpfer, der, wie er diese Welt ins Dasein gerufen, sie einst wieder zu Nichts zerstäuben lassen wird.

Es gehört zu einem wahrheitsgemäßen Unterricht, daß wir diese menschliche Seite an Jesus nicht verschweigen, verdecken, unterschlagen. Es ist bekannt, wie Kinder und Erwachsene Jesus und Gott unbedenklich identifizieren, Jesus zu etwas machen, das er nach geschichtlichem Zeugnis nicht nur nicht gewesen ist, sondern ausdrücklich nicht hat sein wollen. Auch Aussprüche, die Jesus getan oder die ihm in den Mund gelegt worden, wie: Ich und der Vater sind eins, Wer mich sieht, der sieht den Vater, berechtigen uns niemals, den geschichtlichen Jesus zu einem gottgleichen, allmächtigen, allwissenden Wesen zu machen. Wir tun ihm damit keine Ehre an, sondern wir nehmen ihm damit seine Ehre, die eben darin bestand, daß er in allem nicht seine, sondern seines Vaters Ehre suchte, seinen Willen dem Willen Gottes unterordnete, ja — wenn auch nicht ohne schweres Ringen — ganz dem Willen seines Vaters opferte.

Es ist unsere Pflicht, daß wir auch vor unsern Kindern dieses Verhältnis: Gott der Vater — Jesus, der Sohn, nicht verwischen, die Sohnschaft Jesu nicht zu einem metaphysischen Vorgang und Dogma verflüchtigen, sondern ihren ethischen Charakter ernst nehmen und dafür sorgen, daß durch die Beleuchtung Jesu Gottes Einzigkeit und Majestät nicht verdunkelt, sondern in ein nur um so helleres Licht gerückt werde. Wir haben unsere Kinder davor zu bewahren, daß sie in phantastischer Weise den geschichtlichen Jesus zu einem un-menschlichen, un-irdischen Wunderwesen machen, das sich spielend über alle irdisch-menschliche Begrenztheit hinwegsetzt und Gott gleich gestellt habe, sondern sie Jesus als den anschauen und verstehen zu lehren, der mit ungebrochenem sittlichen Ernst seinen Willen unter Gottes Willen gebeugt und darin seine Gottessohnschaft gesucht und bewährt hat.

Das muß auch für die Behandlung der sogenannten Wunder im Leben Jesu wegleitend sein. Ob diese Wundererzählungen mehr oder weniger oder gar nicht einer spätern Überlieferung zuzuschreiben sind, darüber werden unsere Ansichten immer auseinandergehen. Tatsache ist, daß nach unbestreitbarem Zeugnis Jesus selber sowohl auf seine Wundertaten hingewiesen (Matth. 11, 5. 20. 21) als das Verlangen nach solchen abgewiesen hat (Luk. 11, 29). Ein gewissenhafter Lehrer wird darum diesen beiden Tatbeständen Rechnung tragen, weder — etwa noch gar in plumper Weise — die Wundertätigkeit Jesu vor den Kindern abstreiten, noch das Schergewicht seiner Tätigkeit in solchen „Wundern und Zeichen“ suchen, sondern auch da den Schwerpunkt darauf legen, daß Jesus darum, weil er in so wunderbarer Weise Gott vertraute und eine so wunderbare Heilandsliebe besaß, auch Wunderbares vollbringen konnte, nicht im Gegensatz zu Gottes Schöpfungsordnung, sondern im Gegenteil im tiefen Einvernehmen mit ihr. Also nicht, weil er Wunder tat, ist er der „Sohn Gottes“, sondern weil er in dieser Sohnesverbundenheit mit Gott lebte, konnte er auch solches tun. Das wahre Wunder ist er selber, seine innere Verbindung und Verbundenheit mit Gott.

Aber ebenso wichtig ist es, in den Kindern das Gefühl für das Übermenschliche an Jesus zu wecken und zu ver-

tiefen. Es geht nicht an, Jesus einfach in eine Reihe mit vielen andern zu stellen, ihn bloß zum Helden und Märtyrer zu machen. Es sind nicht bloß geniale Geistesblitze, die dann und wann aus ihm zünden, einige geniale Handlungen, durch die er sich über den Durchschnitt erhebt. Sein Wesen und Geheimnis ist tiefer.

Da ist erstens sein Gottesbewußtsein, das nicht wie Ebbe und Flut in ihm auf- und absteigt, hin und her schwankt, sondern eine wunderbare Stetigkeit offenbart. Jesus hat Gott als Wirklichkeit nicht nur auf gewissen Höhepunkten seines Lebens erlebt, in prophetisch visionären Augenblicks-ekstasen, sondern in steter unmittelbarer Gegenwärtigkeit und Kräftigkeit. Er unterscheidet nicht nach Prophetenweise zwischen dem, was er von sich aus redet und dem: „So spricht der Herr!“ Alles, was er sagt, stammt aus derselben Wurzel, strömt aus demselben Quell, trägt denselben Stempel.

In diesem Gottesbewußtsein wurzelt zweitens sein hohes Sendungsbewußtsein. Er ist sich dessen bewußt, daß er die entscheidende endgültige Gottesoffenbarung bringt und ist, daß an ihm das Schicksal des einzelnen, des Volkes, der Menschheit sich scheidet und entscheidet. Hier ist mehr als Salomo und der Tempel. Er preist die selig, deren Augen ihn zu sehen bekommen und verheißt denen, die ihn verwerfen, schwerstes Gericht. Er ißt mit den Zöllnern und Sündern, schaut im Geringsten seinen Bruder, bückt sich hernieder zu den Kleinen, aber in allem weiß er sich als den, an dessen mehr als menschliche Größe kein anderer heranreicht, dessen Sendung eine überzeitliche Geltung und Bedeutung hat.

Und diesem Gottes- und Sendungsbewußtsein entspricht als Drittes seine innere Unbeflecktheit. Sein Gewissen war so zart, daß er die bloße böse Lust, den bloßen bösen Gedanken, das bloße böse Wort für ebenso sündlich und verwerflich erklärte wie die böse Tat. Und doch ist nicht der leiseste Hauch, die leiseste Andeutung vorhanden, daß er, dieser Überzarte, Überempfindliche sich selber irgendwelcher Verfehlung bewußt gewesen wäre, auch so etwas wie ein inneres Selbst- oder Gottesgericht an sich erlebt hätte. Im Gegenteil, am Vorabend seiner Hinrichtung, in einem Augenblick, da der Mensch, je tiefer und innerlicher er ist, sich seiner Vergebungsbedürftigkeit bewußt wird, gibt er seinen Jüngern die unerhörte Versicherung, daß seine Hingabe in den Tod für sie und Ungezählte ein Zeichen und Pfand der göttlichen Vergebung bedeute. Weil er selbst der Erlösung nicht bedarf, darf er sich als Erlöser anbieten.

Was wir da über das Menschliche und Übermenschliche an Jesu Wesen sagen, „hat Menschheit angenommen, hat Gottheit uns gebracht“, das muß im Unterricht natürlich möglichst naïv, unmittelbar, undogmatisch zum Ausdruck kommen, muß überhaupt nicht ausdrücklich gesagt werden, sondern wie ein „stilles Leuchten“ unser Reden und Erzählen von Jesus durchleuchten. Die einen werden sich befeißeln müssen, den Schwerpunkt mehr auf das eine, die andern mehr auf das andere legen zu lernen, die verstandesmäßig, rationalistisch Veranlagten mehr auf das Übermenschlich-Übernatürliche, das durch alles Menschlich-Natürliche hindurchschimmert, die gefühlsmäßig, pietistisch Gearteten mehr auf das Menschlich-Natürliche, das dem

Übermenschlich-Übernatürlichen an Jesu Wesen eigen ist. Die einen werden sich hüten müssen, daß sie Jesus nicht bloß zu einem Lehrer, sein Evangelium zu einer Lehre machen, den Kindern nichts anderes, tieferes von Jesus zu sagen wissen, als daß er die Frömmel nicht habe leiden mögen, sie darum aufs Korn genommen und ihnen die Maske vom Gesicht gerissen habe. Sondern ebenso sehr, mit welcher Heilandsgüte er alle Mühseligen und Beladenen zu sich gerufen, mit welcher Hirtenliebe er den Verirrten und Verlorenen nachgegangen sei, den glimmenden Docht nicht ausgelöscht, das zerstoßene Rohr nicht zerbrochen habe, und woher er diese Seelengüte und Seelengröße hergenommen und von einem Tag zum andern neu erbeten habe.

Und die andern mögen sich davor hüten, daß sie nicht das Übermenschliche an Jesus zum Unnatürlichen, Zaubenhaften, Mirakelhaften entstellen oder einen gar so lieben, süßen, süßlichen Heiland aus Jesus machen und den Kindern verschweigen, daß der Jesus der Seligpreisungen auch der Jesus des siebenfachen: Wehe euch! ist, der unter Umständen furchtbar Schonungslose, Rücksichtslose, Pietätlose, der, den die Kirche und die sogenannte bessere Gesellschaft nicht ertragen und wegen seiner zu menschlichen, zu praktischen, zu unkultischen, zu unästhetischen Gottesverehrung und -verkündigung als einen unzweideutigen Unruhstifter, ja Gotteslästerer dem Henker überantwortet haben.

Um der Gefahr zu entgehen, einen zu einseitigen, zu dürftigen Jesus den Kindern darzustellen, wird man gut tun, wenn man das eigene Jesusbild an den Bildern mißt und korrigiert, in denen Jesus sich selber verglichen hat, also mit dem Weg, Eckstein, Brot, Licht, Weinstock, Säemann, Fischer, Hirt, Arzt, Bräutigam, Richter usw. Diese Vergleiche dürfen aber, wie Jesu Gleichnisse überhaupt, nicht zitronenmäßig ausgequetscht werden. Das gehört zur Unmittelbarkeit Jesu, daß diese Gleichnisse aus dem Augenblick heraus geboren sind und wie eine eben aufgegangene Knospe nicht zerpfückt werden dürfen, sondern zart behandelt werden müssen. Da muß sich der Unterrichtende ganz besonders als Künstler erweisen, der die Kinder aus dem sinnlichen Vorgang und Hergang des Gleichnisses dessen übersinnliche Wahrheit erraten und erfüllen läßt.

Dabei, wie bei allem, was wir über Jesus unterrichten, muß es unser Anliegen sein, daß wir das uns in der evangelischen Überlieferung geschenkte Jesusbild möglichst treu und tief erfassen und dafür offen bleiben, daß sich uns manches vorläufig Unfaßbare, scheinbar Unbrauchbare mit wachsender Erkenntnis und Erfahrung vielleicht doch noch erschließen werde. In dem Maße als wir das tun, wird uns der historische Jesus immer mehr zu einem lebendig gegenwärtigen werden und unser Unterricht über Jesus statt zu einem ermüdenden Rundgang durch ein historisches Museum oder gar Mausoleum sich für uns und unsere Kinder zu einer Berührung und Begegnung mit der lebendigsten Persönlichkeit unserer Menschheitsgeschichte in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gestalten. Schließen aber möchten wir mit dem Wunsche an alle, die Jesus im Unterrichte zu „behandeln“ haben, um diesen recht unangemessenen Ausdruck noch einmal zu brauchen, „daß nur nicht durch Langeweile die Seelen der Kinder ausgelöscht werden“ (Luther).

„Soll das spezifisch Schweizerische in unsern Schulen zum Ausdruck kommen?“

Anmerkung der Redaktion: Wir bitten, besonders zu den letzten Beiträgen dieser Serie unsere einleitenden Bemerkungen im letzten Heft zu beachten.

Eigenartig für die Schweiz ist namentlich die Vielheit in Konfession, Sprache usw. Ich betrachte diese Eigenart der Schweiz als einen ihrer wertvollsten Faktoren. Wäre es nicht am schönsten, wenn die ganze Welt eine Schweiz wäre? Die Schweiz sollte eben zeigen, daß man sich verständigen und einigen kann, wenn man nur will. Aber leider beginnt auch bei uns die Zersetzung, und ich glaube, wenn man so weiterfährt im Trennen und Abspalten von der Gemeinschaft, so wird auch die Schweiz ihre Freiheit verlieren. Sie verdient dann ebenso wie ein Mensch, der seine Pflicht nicht erfüllt, abgesetzt zu werden. – Die Frontisten behaupten, man müsse zuerst einmal oben räumen. Ich bin jedoch der Ansicht, daß man nicht auf ein morsches Gebäude ein neues Dach setzen soll. Ich glaube, daß das Grundübel der heutigen Lage zum großen Teil in der falschen Erziehung liegt. Dort, wo ich die Primarschule besuchte, gab man nichts auf den innern Menschen; der Mensch wurde rein nach seiner Leistung in Rechnen, Schreiben, Lesen usw. taxiert. Jede Leistung wurde scharf registriert und man erzog den Menschen nur nach rein materiellen Gesichtspunkten.

Könnte man nicht den Schülern in der Schule etwas mehr Freiheit geben und sie doch zur Verantwortung gegenüber dem Mitmenschen erziehen? Ich glaube ja, wenn der Lehrer als erstes Erziehungsziel diese Wahrheit vor Augen hat: das Kind dahin zu führen, wozu es seine Eigenart bestimmt. H.

*

Wir sind es den Kindern schuldig, daß sie in der Schule als Schweizer erzogen werden. Warum sollten wir ihnen gerade das Nächstliegende, das nationale Bewußtsein, in der Schule verschweigen und sie vielleicht bloß mit trockenem Wissen der Schulfächer sättigen? Es gibt so manche Gelegenheit im Unterricht, auf unser Vaterland hinzudeuten, es mit andern Ländern und Nationen zu vergleichen. Die Jugend soll einen Begriff haben von ihrem Land, ihrer Heimat und den Menschen, die darin verkehren und wie diese miteinander verkehren. Sie soll von der Entstehung der Eidgenossenschaft etwas wissen. Wenn in der Schule nicht unser Schweizer-Wesen oft etwas hervorgehoben wird, wenn nicht die eine oder andere wichtige Frage besprochen wird, wie stehen dann die jungen Leute nachher im Leben da, wie gehen sie zur Urne, wenn in ihnen kein nationales Gefühl geweckt worden ist?

Ich glaube, fast überall, beinahe in jeder Schule werden im Unterricht einige schweizerische Saiten mitklingen. Jeder Lehrer hat seine politischen Interessen; leider sind es größtenteils parteipolitische. Ekelhaft ist es, wenn er diese nun in die Schule bringt, die Kinder sogar beeinflussen will. Es gab ja eigentlich immer Parteien, aber diese vielen Gruppen und Grüpplein, die wir heute haben in unserm Lande, stiften fortwährend Unruhe und Streit. Sie nehmen den Einwohnern den festen schweizerischen Boden unter den Füßen weg, sie untergraben die Freiheit, die unser Ideal sein sollte. „Wir wollen sein ein einig Volk ...“. Wer will das sein? Eigentlich alle Schweizer. Dabei trennen sie sich doch nach allen Richtungen und verharren bei ihrer politischen Ansicht als der einzig richtigen und wollen den andern neben sich nicht dulden. Es herrscht aber doch noch ein Geist in unserem Lande, ein Schweizer-Geist, den wir nicht verleugnen dürfen.

Gerade in der Schule wird oft noch das Richtige gepflanzt: das schweizerische Gemeinschaftsgefühl. Die Kinder sind so leicht zu begeistern für ihr Vaterland. Schade, daß sie dann im Leben draußen, im Verkehr mit fanatischen Parteihängern, aus dem Gleichgewicht gebracht werden und sich nach einer Seite hin neigen, die nicht die unbedingt richtige ist.

Gelegenheit bietet sich in der Schule genug, unsere Jugend für ihre Schweiz zu begeistern, in ihr wenigstens den Grund zu echtem Schweizertum zu legen. Geschichte ist ja das Fach, in das wir alles hineinbringen können. Die Entstehung unserer Demokratie werden wir nicht behandeln, ohne den hohen Wert derselben auch zu beleuchten. – Auch im Gesang wecken wir Schweizergesinnung durch das echte Volkslied (also ja nicht bei den deutschen Weisen aus dem 15. und 16. Jahrhundert verweilen). Alle andern Fächer, namentlich auch Geographie, tragen viel bei zur Liebe des Vaterlandes. B.

*

Natürlich soll die Schweiz Schweizer heranbilden. Es ist etwas Schönes um das Nationalgefühl, solange es in den Grenzen bleibt. Und ein kleines Land wie die Schweiz braucht die Begeisterung seiner Verteidiger. Man kennt einen Schweizer bald unter Ausländern heraus. Er, der mit der Natur um den Unterhalt kämpfen muß, ist sich gewohnt, den Dingen kein idealisiertes Mäntelchen umzulegen, sondern im großen und ganzen (Ausnahmen bestätigen die Regel) den Dingen sachlich gegenüber zu treten und sie richtig zu bewerten. Daher rührt auch das ziemlich verbreitete Sich-Kritisch-Einstellen, oft ans Mißtrauen grenzend. Um so mehr bauen wir auf uns selbst und unsere Brüder. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl hat nun durch die Fremdenindustrie sehr stark gelitten. Ein Ort sieht im andern einen Konkurrenten, und die Freude an der Schönheit des Landes hat auch Einbuße erlitten, seit diese zur Ware wurde. Wer soll nun der Jugend diese reine Vaterlandsliebe zurückgeben, wenn nicht die Schule? Und das wird sie nur, wenn sie im Schweizerstil gehalten ist. Bevor sich der Schweizer im Ausland engagieren lasse, sehe er sich in der Heimat um, ob er nicht ihr seine Kräfte zur Verwertung anbieten könne. Das wird ihm nur in den Sinn kommen, wenn er seine Heimat in Schule und Erziehung als etwas Besonderes, durch herrliche Eigenarten aus dem allgemeinen Kreis Herausstechendes kennengelernt hat.

Wir haben auf der Primarschulstufe fast ausschließlich „Schweizerunterricht“, Kunde in Geschichte, Geographie, Naturkunde, Gedichte und Melodien, neuestens sogar Schreiben (Hulliger) vom Heimatland und seinen Bewohnern. Aber mit dem ist es nicht getan. Wenn auf der „obern Stufe“ (wenn auch erst 4. Primarklasse) der Schweizerdialekt als etwas „Nicht Passendes“ aus der Schulstube verbannt wird, wenn man an einem Examen kein Dialektgedicht aufsagen darf, weil ein etwas zu „schweizerischer“ Ausdruck drin vorkommt, so ist das Auswendiglernen der Bezirke des Kantons St. Gallen und die schönste Rezitation eines Mörike-Gedichtes nichts wert. Das spezifisch Schweizerische wird wohl auch nicht so in die Schüler eindringen, wenn da vorn auf dem Pult ein kürzlich eingekaufter von „über dem Bodensee“ Schweizergeschichte doziert. Auf der untern Stufe selten, sind doch die meisten Mittel- und Hochschulen, auch Lehrerbildungsanstalten, überfüllt mit solch ausländischem Personal. Wenn nun ein solcher Lehrer, voll von Weisheit, aber mit nicht mehr entwickelter patriotischer Begeisterung seinen Beruf antritt, so fehlt auch ihm die nötige Liebe, die er in seinen Schülern pflegen und vermehren soll. So geht es weiter, bis zuletzt wir eins sind (wenigstens in der Ansicht über die Schweizer) mit denen von draußen: Dadurch, daß man allen von seinem Reichtum an Eigenarten geben wollte, sind sie zur Allgemeinheit geworden und wir sind verarmt. Das gehört leider auch zum typisch Schweizerischen, in Sachen, wo man sich nicht so auf der Höhe glaubt (hierher gehört auch das Schulwesen), allzusehr auf anderer Leute Rat zu horchen. Wenn Deutsche kommen und raten: So spricht man aus, wir wissen's ja: „Wir sind ein einisch Volk von Brüdern“; wenn das dann dem Schweizer nicht geläufig werden will, so läßt man halt den „Wilhelm Tell“ von einer deutschen Gruppe aufführen, läßt fremde Leute ins Alphorn blasen, stellt schöne alte Bräuche ein und läßt an deren Stelle Skirennen usw. veranstalten, wenn nur die englische Lady findet, dieses wäre besser.

Das ist die beste Kritik der Welt, daß neben das, was ihm mißfällt, einer was Eigenes, Besseres stellt.

Ich glaube nicht, daß man auf dem Gebiet theoretisch noch etwas Neues, Eigenes aufstellen kann. Aber in der Praxis läßt sich sicher noch vieles verbessern.

Wenn wir in den einzelnen Fächern, z. B. Geschichte, nicht mehr bloß von den Schweizern, sondern von einigen Völkern erzählen und dann vergleichend das typisch Schweizerische hervorheben: Zuverlässigkeit (Söldner!), Tapferkeit, etwas unbeholfene Ausdrucksweise, aber guter Kern, dann kann der Geschichtsunterricht weiter verfolgen, was vom typisch Schweizerischen geblieben, was abgestreift wurde. Man lasse so die Schüler finden, ob die jetzige geschichtliche Entwicklung zum Guten oder Schlimmen hindere. Dadurch, ebenso durch überlegende Verfassungskunde werden wir eine Generation bilden, die wiederum Sinn für typisch Schweizerisches besitzt; erst dann wird die Verbesserung am typisch Schweizerischen einsetzen können, wenn es wieder bekannt wird. Sch.

*

Ich beantworte die Frage zum vornherein mit: ja. Warum? Aus idealen Gründen und aus politischen Gründen. Was gibt es Schöneres, als in den Kindern die Liebe zu der Schweiz, an unserem Vaterland zu wecken. Die heimatliche Scholle soll die Kinder an sich binden. Kommt in der Schule nicht stark das Schweizerische zum Ausdruck, so werden die Leute nach und nach entwurzelt und gelangen zum Grundsatz: Ubi bene ibi patria.

Rings um unser Land tobt der Nationalismus. Italien, Österreich, Deutschland stellen das Gefühl der Heimat, des Vaterlandes in den Vordergrund. Jedermann weiß, wohin dieser Nationalismus führen kann. Ist es darum nicht notwendig, unsern Schweizern die Schweiz lieb zu machen? Wir wollen doch im Kriegsfall unsere Heimat schützen vor fremden Truppen. Können wir das, wenn wir nicht schon im Schulkind die schweizerische Eigenart, das Schweizertum pflegen? Später, wenn die Kinder aus der Schule kommen, gibt es noch genug Gefahren, die sie ihrer Heimat entreißen könnten. Aber wir wollen die Kinder nicht nur zu „Schweizern“ machen (das kann jeder um wenig Geld), sondern zu Eidgenossen heranbilden.

Ich betrachte in erster Linie den Geschichtsunterricht als Mittel zur Pflege schweizerischer Gesinnung. Ich erzähle den Kindern von der Tapferkeit unserer Vorfahren. Aber wir dürfen doch nicht einen Hurra-Patriotismus züchten. Fehler, Schwächen unserer Schweizer müssen auch gezeigt werden. Immer und immer wieder muß mit unserer heutigen, jetzigen Schweiz verglichen werden.

Wenn wir unsern Kindern von unsern schönen Landesteilen (und zwar sollte man das im Dialekt tun dürfen) erzählen, von Bräuchen und Sitten unserer Landesbrüder berichten, von Wohlgehen und Not unserer Mitschweizer plaudern, so wecken wir in den Schülern Interesse, Liebe zum Schweizerland.

In dieser Hinsicht können wir uns Deutschland zum Vorbild nehmen. Wir brauchen nicht von Gas- und Luftschutz zu erzählen, aber das Vaterland muß nicht nur zum Ausdruck kommen, es muß im Vordergrund der Schweizerschule stehen.

Haben wir Schweizerlieder, damit sie nicht gesungen werden? Wie mancher Schweizer kann auch nur zwei Strophen unserer Vaterlandshymne auswendig? Welcher kleine Deutsche kann das Deutschlandlied und das Horst-Wessellied nicht singen?

Aus den Lehrbüchern der Primarschule ersieht man, daß dem Schweizerischen in Geschichte, Deutsch, Geographie, auch Naturkunde ziemlich viel Platz eingeräumt ist. Aber der wichtigste Faktor ist eben der Lehrer, der die Sache lehrt. Er braucht nicht unbedingt Parteipolitik zu treiben, aber es ist doch ganz klar, daß ein überzeugter Marxist nicht mit der gleichen Begeisterung *Schweizergeschichte* erteilt wie ein bodenständiger Eidgenosse. Man predigt dem Lehrer immer wieder, er dürfe absolut keine Parteipolitik in die Schule bringen. Aber ich glaube, es ist unmöglich, daß ein Lehrer jederzeit bei einem schweizerischen Stoff seine Überzeugung in den Hintergrund stellt. Ich

glaube nicht, daß das einer kann. Darum ist es eine Schande, daß wir in der Schweiz Lehrer haben, die mit marxistischer Internationalität unsere Schweizerkinder verseuchen.

„Säubern wir von oben herab“ heißt die Parole der Frontisten. Nein, bauen wir von unten auf.

Ich habe schon angetönt: Geben wir alles Schweizerische mit dem Feuer der Begeisterung. Lesen wir im Deutschen Schweizerdichter. Ich habe in der Vikariatswoche in M. durch die beiden Wochenthemata (Gesamtunterricht) „Arbeit“ in der 6. Klasse, „Arbeitslos“ in der 5. Klasse versucht, die Kinder an der Arbeit unserer Städter und Ländler, an der Not und Arbeitslosigkeit unserer Mitbrüder zu interessieren und sie zu bewegen, von jetzt an vom Vater Auskunft zu verlangen über die Entwicklung unseres Ländchens. Ich werde einmal in der Praxis jede Woche eine Stunde dazu verwenden, die Kinder über große Ereignisse in der Schweiz und in der Welt draußen zu unterrichten, natürlich nur die oberen Klassen und in ganz einfachem Rahmen. So werden sie, wenn sie aus der 8. Klasse kommen, nicht ganz als politische Tölpel dastehen und ahnungslos jedem ersten, besten Agitator in die Arme laufen. E.

*

Die Schweizerschule gehört dem Schweizervolk. In erster Linie muß Schweizergeist in den Schulen gepflegt werden. In der Jugend liegt die Zukunft unseres Volkes. Diese Jugend muß „schweizerisch“ leben, handeln und denken lernen. Darum fort mit allen internationalen Geistesströmungen, wie Marxismus, Kommunismus, Pazifismus. Fort mit den Lehrern und Erziehern, die diese Richtungen vertreten.

Was ich als „nur“ schweizerisch betrachte? Das ist schwer zu sagen. Das Schweizervolk war auf dem Wege, „internationalisiert“ zu werden. Es ging ihm zu gut. Besonders die Kreise, die an der Sonne standen, dachten nicht schweizerisch. Sie waren Verräter an unserem Volke. Darum kam die Erneuerung.

Als echt schweizerisch betrachte ich jenen wundervollen, demokratischen Gemeinschaftsgeist, der Menschen verschiedener Stämme und verschiedener Zunge zu einem festen Körper zusammenschweißen konnte. Die Eigenart des Schweizervolkes kann ich nicht in Worte kleiden. Ich bin im Herzen schweizerisch und kann meine innersten Gefühle nicht an die große Glocke hängen.

Das Schweizervolk in seinem Kerne ist schweizerisch geblieben. Aber alle Kreise, die dieses Volk gegenüber dem Ausland, andern Völkern, vertreten sollten, verdienen nicht den Namen Schweizer. Schweizerblut kann sich, Gott sei gedankt, nicht jeder Fremdling kaufen. Aber ich glaube, daß im Schweizer zu wenig Heimatbewußtsein ist. Nicht das ist der Kernpunkt des Schweizervolkes, daß seine Produkte Qualitätsware sind. Das ist die Fassade. Wir müssen dankbar sein all denen, die bewußt in der Schule, in der Öffentlichkeit fürs Schweizervolk arbeiten.

Was kann und muß noch besser gemacht werden?

Das Volk schaut nach oben, und dort ist leider vieles verdorben, schlecht. An schweizerischen Hochschulen dozieren ausländische Professoren, Juden, Gottlose, nur keine Schweizer. Diese „Leuchten der Wissenschaft“ sollen schweizerischen Geist lehren, sie, die über uns spotten, uns verachten. Unsere Grenzen sind offen für allen Schmutz, für jede Gemeinheit, für Greuelpropaganda. Unser Land ist ein Asyl für politische Flüchtlinge, sogenannte Gauner, Hochverräter. Viel ist zu tun. Wenn oben sauberer Tisch gemacht wird, wird die Arbeit der Volksschule Erfolg haben. Wir müssen Heimatbewußtsein, Schweizergeist hineinpflanzen in die Heimatkunde, Geschichte, Geographie, in den gesamten Unterricht. Wir müssen vor allem Schweizergeist hineinbringen in die Mittelschulen, in die Universitäten. Dazu braucht es Männer, keine Memmen. Männer, die zu Gott beten, die Heimat lieben, nicht den Geldsack anbeten. Nicht die „Freiheit“ im Glauben, im Gewissen, im Erwerb ist schweizerisch, sondern jene Freiheit, die sich freudig unterordnet den Gesetzen der Gemeinschaft. A.

*